...Sensations-... asiatisch-... Umsatz ... jagt ... rasenden ... Tolstoi
...Schulze
...Schuhe
...wie ...mielle
...Preislagen ... usw.

„Das ist doch der Gipfel!" dachte Frau Erna. Diese gerichte Diebin, denn nur sie konnte es gewesen sein, freute sich noch an der Verzweiflung ihres Opfers. Frau Erna, hochrot im Gesicht, sah sie mit durchbohrenden Blicken an und schwieg. Sollte sie die Notbremse ziehen, sie auf der Stelle verhaften lassen?

Die Elegante zuckte mit den Achseln, als sie keine Antwort erhielt, und verschwand lässig im Korridor. Auf diese Weise konnte man natürlich Pelzmäntel tragen. O, lieber im gewendeten Kostüm, aber ehrlich! Doch halt — da lag die Tasche, die kleine blitzende Goldtasche der Unbekannten. O nein, Frau Erna würde gar kein Aufsehen machen und Zeit verlieren, sie würde sich selbst zu ihrem Recht verhelfen. Mit zitternden Händen öffnete sie das Täschchen der Fremden — ein Hundertmarkschein fiel ihr entgegen und da — natürlich, — da war auch ihr Fünfziger. In fliegender Hast nahm sie die fünfzig Mark und legte die Tasche auf ihren Platz zurück. Was Diebinnen für Dummheiten machen, dachte sie, lassen ihre Beute achtlos liegen. Ja, davon hatte sie schon gelesen. Vielleicht ein Trick — bei ihr hatte er nicht verfangen, die würde sich wundern.

Die Elegante kam wieder, holte ihr Gepäck; der Zug hielt, und beide Damen stiegen aus.

Frau Erna schwang sich strahlend auf einen Omnibus und sah mit tiefer Verachtung die Elegante in einem Privatauto verschwinden. Kunststück! dachte sie.

Am Abend des ereignisvollen Tages kam Frau Erna strahlend und schwerbeladen von ihren Einkäufen heim. Ihr korrekter Gatte, der sie zu Hause erwartete, machte ein verdutztes Gesicht und betrachtete fassungslos die vielen Pakete. „Nun sag mal," stotterte er, „woooon hast du denn das alles gekauft?"

Sie antwortete sieghaft: „Alles von den fünfzig Mark, die du mir gabst! Es war so billig im Ausverkauf."

Peinliche Pause.

„So —," sagte er, „wie seltsam, meine Liebe — die fünfzig Mark hast du doch auf deinem Nachttisch liegen lassen!"

—⊡—

Freundschaftsehe auf Probe

Der zweifelhafte Ruhm der stolzen Scheidungsstadt Reno verblaßt. Warum? — Die weißen Männer und Frauen der Vereinigten Staaten haben dem katastrophalen Anwachsen der Scheidungsziffern erbitterten Kampf angesagt. „Auf fünf junge Ehen eine Scheidung?" — Das war entschieden zu viel. Im Interesse der Menschheitsmoral muß das endlich anders werden. Aber wie? Ganz einfach: Die Amerikaner schlagen den jungen Leuten die Freundschaftsehe vor, oder vielmehr die Probeehe. Die Liebespartner finden sich nach diesem Vorschlage zu einer befristeten Ehe auf freundschaftlicher Grundlage zusammen. Diese Freundschaftsehe wird durch den amerikanischen Staat sanktioniert, unter den üblichen Formalitäten natürlich, um ödient ausschließlich der Erforschung, ob die Kandidaten in jeder Hinsicht zueinander passen. Einzig und allein auf diese Art hofft man, die wachsende Zahl der Eheskandale zu vermindern.

Ob diese „companionate mariage" wirklich geeignet ist, das Problem der unglücklichen Ehen zu lösen oder auch nur die Zahl der Scheidungen zu vermindern, dürfte doch wohl mehr als zweifelhaft erscheinen. Nutznießer dieser sonderbaren Einrichtung würden wahrscheinlich nur die leichten Charaktere sein. Warum diese Leute aber noch mehr zur Flatterhaftigkeit erzogen werden sollen, ist nicht recht einzusehen. Und welcher ernsthafte junge Mann würde in Zukunft noch geneigt sein, ein Mädchen zu heiraten, das die zweifelhaften Freuden einer solchen Probe-Ehe bereits des öfteren durchgekostet hat?

Der Gedanke der Probe-Ehe ist im übrigen nicht alt. Nach der Zertrümmerung des zaristischen Rußland suchten die Bolschewisten auf ähnlicher Grundlage eine Art Freundschafts-Ehe einzuführen, indem sie die freie Liebe predigten. Die amerikanische Probe-Ehe vertritt ungewollt denselben Gedanken. Uralt ist die Freundschafts-Ehe auf Probe in einem fast unbekannten Distrikt des innersten finstersten Asiens, wo eine Dorfschöne von den Ehestandskandidaten so oft auf Probe geheiratet wird, bis sich kein ernstlicher Freier mehr findet, und sie mit reichem Kindersegen zuletzt ihrem Schicksal überlassen bleibt. Ob die begehrenswürdigen jungen Amerikanerinnen solche Zustände herbeisehnen? Sie werden sich sicherlich schwer bedanken, denn in diesem Falle handelt es sich ja nicht um eine hirnverbrannte Sport- oder Modetorheit, sondern um die Moral der Menschheit, um die Keuschheit der Frau.

—ws.

—⊡—

Hans Sachs über weibliche Schauspieler

Noch zur Zeit Shakespeares wurden die weiblichen Rollen seiner Stücke von Männern gemimt. In Griechenland waren die Frauen ganz von der Bühne ausgeschlossen, in Rom erst zur Kaiserzeit zugelassen.

Die geistlichen Schauspiele, Mysterien, bedürften nicht der weiblichen Künstler; Geistliche und Chorknaben, Mönche spielten auch Frauenrollen. Ebenso konnten die Fastnachtsspiele und derben Schwänke des 14., 15. und 16. Jahrhunderts ihrer entraten.

Was sich für fahrendes Volk, für das „Spielweib" schickte, galt als anstößig den anständigen Mädchen, die erst Ende des 17. Jahrhunderts durch Johannes Velten oder Veltheim magister artium und Leiter der damals besten „wandernden Truppe" auf die Bretter zugelassen wurden und Daseinsberechtigung erhielten.

Insofern ist es bemerkenswert zu erfahren wie sich der biedere und fromme, der derbe und schwankfrohe Schusterpoet von Nürnberg über diesen Punkt äußert. Er schreibt dazu:

„Seid auch heute nicht ungehalten, wenn wir ein Frauensmensch mit auf die Bretter bringen, sintemal ich es für ein Mädchen nit für lästerlich halte, falls sie Witz hat, zum fahrenden Volk zu gehen und mit den Mannsleuten um die Wette zu ligieren. Solch eine dient Gott ebenso wie eine, die gut spinnen kann, ihm am Rocken dient, und wenn auch die meiste Welt anderer Ansicht ist, kann ich doch von dem Glauben nit lassen und will ihn gegen den besten Vater und die fleißigste Mutter vertreten."

Welch eine Rechtfertigung des Standes von so glaubwürdigem Manne! —

Anna Blum-Erhard.

—⊡—

Frauenoberschulen und Werkoberschulen

Durch den engen Zusammenhang mit der Frauenarbeit im Einzelhaushalt und in der Volkswirtschaft muß der Mädchenschulbildung eine hohe Bedeutung für das gesamte Volkswohl zuerkannt werden. Das neue Dahein (64 Jhrg. Nr. 27) schreibt: In der richtigen Erkenntnis, daß die den Lyzeen angegliederten Frauenschulen keine eigentlichen Berufsausbildungsstätten sind, die also wieder irgendeine Fachausbildung notwendig machen, gründete man in fünf Städten Deutschlands, in Düsseldorf, Halle, Hildesheim, Kreuznach und Münster dreijährige Frauenschulen, die sogenannten „Frauenoberschulen" einerseits und Werkoberschulen andererseits. Ohne unmittelbar die Hochschulreife zu erstreben, haben sich diese Schulen das Ziel gesetzt, die Frauenbildung unter Berücksichtigung der technisch-künstlerischen und technisch-praktischen der sozial-pflegerischen und pädagogischen Veranlagung der Mädchen zu vertiefen. Die Abschlußprüfung, die — es sei noch einmal betont — unter Ausschaltung des Abiturs die gleiche Berechtigung zum Eintritt in ausgesprochen frauliche Erwerbsberufe erstreben. Ganz abgesehen davon, daß das Jungmädchen auf dem Wege über das Abitur oft von dem eigentlich gewollten Beruf, für den es innerlich befähigt ist, abgelenkt wird, und sich das notwendige praktische und technische Können nur nachträglich erwerben muß und dadurch viel Zeit verliert. Es handelt sich hier eben nicht um die rein intellektuelle Bildung als „Nurbildung", sondern um die Bildung der Anderbegabten, um den gesunden, praktisch befähigten weiblichen Durchschnitt. Mußte die Ueberspannung der Anforderungen dahin führen daß heute zum Eintritt in den Gärtnerinnen- und Säuglingspflegerinnenberuf das Abitur verlangt wird? So wichtig es ist, daß nach intellektueller Seite „gesiebt" wird, ebenso wichtig ist es, daß Wege gefunden würden, die den rein weiblichen Berufsbegabungen gerecht werden, ohne die dazu notwendigen Ziele zurückzustecken. Die vom preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gebilligten Schulformen in den genannten fünf Städten bedeuten einen Wiederaufbau im Mädchenschulwesen. **Unsere Zeit** verlangt äußerste Kraftausnutzung nach volkswirtschaftlichen und persönlichen Gesichtspunkten. **Das starke Interesse der Elternkreise und der Behörden für alle fünf mit einer großen Besucherzahl belegten Schulen läßt darauf schließen, daß es sich hier nicht nur um einen Bildungsweg, sondern um eine stark kulturpolitische Angelegenheit handelt."**

—⊡—

Süße Speisen

Wenn die vielgeplagte Hausfrau Gäste erwartet, so heißt es sich mit der Arbeit einteilen, damit die Haushaltmaschine so sanft weiterrollt, als ob es gar nichts ausmachte, ein halbes Dutzend guter Freunde zu bewirten. Daß es heutzutage schwieriger ist als früher, wo in den meisten Häusern Dienstboten gehalten wurden, weiß jeder. Um so glänzender besteht die Hausfrau, die es versteht, jenen Eindruck vollendeter Behaglichkeit hervorzurufen, der jedem Gaste das Gefühl gibt, keine Störung verursacht zu haben. Da muß frühzeitig mit den Vorbereitungen angefangen werden, und es bedeutet eine große Erleichterung, eine verführerische süße Speise bereits am Tage vorher fertig zu haben. Wir geben im Folgenden eine Anzahl von Vorschriften,n die es vertragen, bei großer Hitze sogar verlangen, einen Tag vor dem Gebrauch hergestellt zu werden, damit sie die wünschenswerte Festigkeit erlangen.

Ananas-Gelee.

Eine Tasse voll Ananas-Fleisch und Saft, ½ Tasse Zucker, 2 Teelöffel Zitronensaft, 1 Eiweiß 1 Tasse voll Sahne. — Man kocht Ananas-Fleisch und -Saft mit dem Zucker ziemlich dick, läßt es dann langsam unter beständigem Schlagen unter das fest geschlagene Eiweiß fließen. Dann fügt man den Zitronensaft zu und läßt die Masse abkühlen. Unterdessen schlägt man die Sahne, füllt sie unter die abgekühlte Masse und stellt das Ganze kalt, doch kann man auch kleine Eisschalen oder Förmchen damit füllen, die man am nächsten Tage stürzt und noch mit frischer Schlagsahne und einagemachten Kirschen oder anderen Früchten garniert.

Feenpudding.

Sechs bis acht Stückchen Kuchen, 6 Teelöffel Johannis- oder Stachelbeer-Gelee, 3 Eier, 2 Eßlöffel Zucker, ½ Teelöffel Salz, 2 Tassen Milch, 1 Tasse gute Sahne, 2 Teelöffel Zucker. Man belegt eine leicht gebutterte Form mit den Kuchenstückchen (Resten), die man mit dem Gelee bestrichen hat. Dann schlägt man die Eier, fügt Zucker und Salz hinzu, rührt die Milch hinein und gießt diese Mischung über den Kuchen. Man bäckt das Ganze, bis der Pudding fest wird, bei leichter Hitze. Er wird kalt mit dem fest geschlagenen Schlagrahm, an den man 1—2 Eßlöffel Zucker und etwas Vanille getan hat, garniert und schmeckt vorzüglich.

Pflaumenspeise.

1½ Tasse gekochte Pflaumen, 1 Zitrone, 1 Tasse Apfelsinenmarmelade, 1 knappe Tasse Zucker, 1½ Tasse Sahne, ½ Tasse kaltes Wasser, 6 Blätter Gelatine. Man erweicht die Gelatine in dem kalten Wasser, dann löst man sie durch Hinzufügen des heißen Pflaumensaftes auf. Dazu fügt man die Orangenmarmelade, die Pflaumen, den Saft einer halben Zitrone und den Zucker und rührt, bis der Zucker sich ganz gelöst hat. Hierauf stellt man die Mischung in ein Gefäß mit kaltem Wasser oder auf Eis, bis sie anfängt, fest zu werden. Dann fügt man die geschlagene Sahne hinzu und füllt kleine Eisschalen damit, die man vor dem Anrichten noch mit Schlagsahne und in schmale Streifen geschnittene Pflaumen garnieren kann. Außerordentlich wohlschmeckend!

E. Fries.

Mit drei Eiern Ostern feiern — kein Scherz sondern eine höchst delikate und Geld sparende Angelegenheit. Wußten Sie z. B., wie man mit drei Eiern 23 Brötchen belegt und garniert? Beyer-Heft 138 „Mit drei Eiern" zeigt's Ihnen. Und Sie werden staunen, wieviel Gerichte man mit nur drei Eiern bereiten kann. Das reich illustrierte, zeitgemäße Heft ist für 20 Pfg. überall zu haben. (Bezugsquellennachweis gern durch Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.)

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 14 — Altena, den 3. April — 1928

Kleinmöbel und Verwandlungsmöbel

Von E. Fries.

In England, wo man schon vor Jahren damit anfing, kleine Eigenhäuser zu bauen, haben sich die dazu passenden Kleinmöbel längst eingebürgert, so daß dort auch die bescheidenste Wohnung im Siedlungshause eine gewisse Einheitlichkeit aufweist. Dasselbe darf von Holland gesagt werden, das eine hohe Kultur in bezug auf Gediegenheit des Hausrates aufweist. In Deutschland dagegen hat sich die Industrie erst in den letzten Jahren ganz allmählich auf die Herstellung von Kleinmöbeln, wie sie für die Raum- und Höhenmaße des Kleinhauses erforderlich sind, einzustellen begonnen.

Bis vor gar nicht langer Zeit fehlte bei uns der Sinn für Eigenart fast völlig. In dem Streben, es den höheren Ständen gleichzutun, das an sich berechtigt und begreiflich ist, gab der kleine Mann dem billigen Prunkmöbel, das etwas „hermachte", vor dem einfachen gediegenen in neun von zehn Fällen den Vorzug. Es ist bekannt, wie schwer man sich von der sogenannten „halben Pracht" der guten Stube trennte. Noch beim Wiederaufbau der in Ostpreußen zerstörten Städte ist viel Unzufriedenheit laut geworden, weil die Möbel, die in ihrer Einfachheit und richtigen Größenabmessung nichts mehr mit den prachtvollen Ungetümen früherer Zeiten gemein hatten. Die Wandlung kam erst, seit nach dem unglücklich beendeten Kriege immer mehr auch die Angehörigen der gebildeten Kreise froh waren, im Kleinhaus unterschlüpfen zu können. Ihrem geschulten Geschmack hat die Erkenntnis, in wie schreiendem Gegensatz die vorhandenen großen Möbel zu den kleinen Räumen des Klein- oder Siedlungshauses standen, nicht lange entgehen können.

Das Beste und Erstrebenswerteste ist es natürlich, wenn schon während des Bauens die Möbel berücksichtigt werden können. Dadurch wird in einem solchen Häuschen eine Harmonie erzeugt, wie sie anders gar nicht zu erreichen ist. Mag sich der Architekt die größte Mühe gegeben haben, einen geschmackvollen Bau zu errichten, so wird alle Wirkung zerstört, wenn der Besitzer gezwungen ist, falsche Möbel aufzustellen. Dies Schicksal trifft alle, die ihre Möbel von der Ausstattung her haben und sie bei der herrschenden Teuerung nicht verkaufen und gegen andre zu vertauschen in der Lage sind. Das Sofa, die Betten und Schränke, Tische und Stühle, alles ist für die zierlichen Räume viel zu groß und hoch und wirkt erdrückend. Und doch will die Hausfrau aus leicht begreiflichen Gründen, zumal wenn Kinder vorhanden sind, sich von keinem einzigen Stück trennen und verbaut sich lieber ihr hübsches Haus mit gar nicht hineinpassenden Schränken, ehe sie nur einen einzigen hergibt, den sie leicht entbehren könnte, da sie ja Wandschränke vorfindet.

Junge Ehepaare haben es darin leichter. Aber wer von ihnen ist denn in der Lage, gleich ein Siedlungshaus zu beziehen? Die an allen Orten herrschende Wohnungsnot ist noch immer groß genug, daß Brautpaare nach einer langen Wartezeit, die sie bei den Eltern oder getrennt verbringen, vorlieb nehmen mit irgendeiner Wohnung, die ihnen zugewiesen wird. Daß da von irgendwelchen größeren Ansprüchen keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. Oft müssen sie froh sein, Stube und Küche zugebilligt zu bekommen. Sind sie es von Hause aus anders gewöhnt, so widerstrebt es ihnen, jeden Besucher im Schlafzimmer empfangen zu müssen. Für solche Leutchen sind Einrichtungsgegenstände erfunden, die sich verwandeln, wie im Märchen, und ihre Einfachheit verhindert nicht, daß sie sehr behaglich wirken. Neu ist die Erfindung eigentlich nicht; vor hundert Jahren, als unsre Voreltern unter ähnlichen Nöten zu seufzen hatten wie wir, kannte man auch bereits die Verwandlungsmöbel, wenn auch in andrer Art als heute. Um es gleich vorweg zu sagen — billig sind sie bei einiger Gediegenheit nicht, im Gegenteil, es wird vielen Brautpaaren schwer genug fallen, sich auch nur die allernotwendigsten Dinge zu erstehen. Aus einem Bücherschrank oder einem Buffet entpuppte sich in der Nacht ein breites Doppelbett, aus dem Servierschrank die Waschtoilette und aus dem Schreibtisch die Frisiertoilette. Alle diese Gegenstände verraten tagsüber in geschlossenem Zustande nichts von den Geheimnissen, die sie bergen. Es gibt noch eine ganze Reihe von derartigen Verwandlungsmöbeln, die sich bis auf eine im Tisch verborgene Kochkiste und im Hocker verwahrtes Nähgerät erstrecken. Ferner gibt es Schreibtische, die ein ausziehbares Bett enthalten, ja selbst Klubsessel können mit wenigen Handgriffen dazu umgewandelt werden.

Heutzutage, wo ein Kinderbett schon eine sehr ansehnliche Ausgabe bedeutet, ist es nicht gering zu schätzen, daß die Industrie solche liefert, die man beliebig verlängern kann, so daß sie schließlich sogar dem erwachsenen Menschen noch dienen können.

Beim Anschaffen all dieser Dinge ist es nötig, vorher wohl zu überlegen, sich zu unterrichten, was es alles gibt. Eine ganze Anzahl von Schriften klären über alles Wissenswerte auf. Einige der bedeutendsten sind: „Deutscher Hausrat", herausgegeben vom Deutschen Werk-Kommissariat für vorbildliche Arbeiter-Wohnung im Gewerkschaftshause in Berlin.

—⊡—

Mehr neidlose Anerkennung

Warum befeinden sich Frauen?

Während es gar nicht selten vorkommt, daß ein Mann von einem andern sagt: „Ich gäbe etwas darum, wenn ich diese oder jene Fähigkeit von ihm besäße", gibt es nicht viel Frauen, die anerkennen, daß eine andre besser, klüger oder gar schöner sei als sie selbst. Frauen, die ihren Mitschwestern aufrichtige Teilnahme, weitgehenden Beistand zuteil werden lassen, in Fällen von plötzlicher Trauer, Kummer und Not, können es selten ertragen, wenn eine andre mehr Glück in ihren Unternehmungen hat, mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung findet, als sie selbst. Ja, sie hören es meist nicht ungern, wenn über diese Bevorzugten einmal ein bißchen „geklatscht" wird und werden selten für sie Partei ergreifen.

Leider beschränkt sich diese geheime Gegnerschaft der Frauen untereinander nicht auf ihren geselligen Verkehr, sie macht sich vielmehr besonders auffällig bemerkbar, seit die Frauen in das Erwerbsleben eingetreten sind. Man kann oft die Aeußerung aus dem Munde von erwerbstätigen Frauen hören, daß sie viel lieber einem Manne unterstellt seien als einer Frau, die sie nicht zur Vorgesetzten haben möchten. Es mag mit der oben erwähnten neidlosen Anerkennung, zu der der Mann sehr wohl fähig ist, zusammenhängen, es mag auch sein, daß der Mann sich einfacher und natürlicher gibt, und nicht zuletzt, daß die Frau mehr von ihren Gefühlen abhängt, auch im geschäftlichen Leben, und dadurch leicht zu Ungerechtigkeiten sich hinreißen läßt. Während der Mann in den meisten Fällen alle Für und Wider gegeneinander abwägt, ehe er sich zum Handeln entschließt, ist die Frau selten hierzu imstande, sondern läßt sich vielmehr oft durch persönliche Motive leiten. Auch das ehrgeizige Streben, die vorwärtskommenden Kollegen oder Kolleginnen zu überflügeln, läßt sie manchmal als wenig angenehm erscheinen. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß dieses Streben sie allerdings oft auch große Hindernisse nehmen läßt, und manche Frau hat ihren Mann dadurch erst zum Handeln gebracht. In ihr lebt eine treibende Kraft, wie sie der Mann in dem Maße nicht besitzt. Aber wie oft wird der Mann durch die Fehler der Frau, zu rasches Urteilen, Neid, Mißgunst, in Bahnen getrieben, die ihn mehr zurück als vorwärts bringen?

Gewiß — sie will für ihren Mann — und auch für sich — einen Platz an der Sonne haben, ihr Ehrgeiz und auch ihre Liebe drängen nach Anerkennung für den schwer arbeitenden Gatten. Aber durch falsche Maßnahmen, unüberlegt ergriffen, werden Verhältnisse nicht gebessert.

Darum: es ist bedauerlich um diese Fehler, die die Frauen so oft im Fortschritt hemmen!

Was den Frauen noch am restlosen Erfolg fehlt, ist die Arbeit an sich selbst. Wieviel mehr müßte man die Arbeit mancher Frauenvereine bewundern, wenn nicht immer und überall Gerüchte durchsickern von Neid und Mißgunst, die den Frieden gefährden und die Tatkraft hindern. Dieses wichtige Feld bleibt noch zu beackern! Wer die ungeheure Arbeitsleistung der Frauen im letzten Jahrzehnt ehrlich bewundert, wird nicht zweifeln, daß sie bald auch den Kampf gegen ihr größtes Hindernis aufnehmen werden — gegen den Feind in der eignen Brust, der ihnen einstweilen noch unterbindet, was sie selbst erhöhen müßte: die neidlose Anerkennung der andern.

E. F.

—⊡—

Ostern und die jungen Mädchen

Von Walter Schumann.

Ostera, die Frühlingsgöttin der Angelsachsen schreitet durch die Lande, und wo ihr Fuß die jungfräuliche Erde berührt sprießen die ersten Blümlein hervor. Ostera, du Göttin des Frühlings, Göttin der Liebe, — die erdgeborenen Töchter, die Jungfrauen und Bräute loben und preisen dich. Die Mädchen der Dörfer am Meißner im Hessischen pflücken noch heute

Mutter

Es ist noch immer so wie einst:

Du sitzt am Fenster über den niedrigen Dächern,
und die alten Straßen fächern
rot und ruhig in alle Weiten.
Und über die grünen Höfe und Hecken
zu den jasminweißen Laubenverstecken
Abendglockenlaute gleiten.
Kinderlärmen wölbt sich empor,
manchmal einer Harmonika rauhe Gänge,
und dann von der Straße her der Chor
heimkehrender Sonntagsmenge.
Schwalben treiben schräghin den Flug,
manchmal blickst du von deinem Buch
und denkst der alten Tage,
da unsre niemals rastende Frage
Leben in deine spärliche Stille trug.

Und die Wanduhr schlägt leise acht.

Ach, du friedentönende Ruhe,
wie oft hast du mich gestillt, gestillt!
Ach, du schätzehütende Truhe,
die immer quillt!

Ach, hätte ichs immer gesehen, dein Haupt,
abendsonneumsungen,
wie stände mein Leben glückumlaubt
und hätte geklungen!

Ludwig Bäte.

Oster-Brautfahrt

Skizze von Hans Janson

Es will lange nicht still werden vor der Osternacht. In den Büschen knistert es wie brennendes Reisig. Rotkehlchen und Drossel setzen immer noch eine Strophe an. Das Wasser gurgelt, und die Rheinkiesel, die das Hochwasser ans Ufer spülte, klippern und kippen, als wenn Ostereier aufgeschlagen würden. Kein Mensch weiß auch, was der Rhein mit den Weiden hat. Es scheinen aber fröhliche Geschichtchen zu sein, die er den grauen Struwwelköpfen erzählt.

Klaus Steffens löste den ältesten und schwersten Kahn von der Kette, stieß in den Strom und arbeitete auffallend lange mit der Stange. Es war, als hätte er Angst vor dem Hinsetzen, denn in jeder Tasche seiner blauen Sonntagsjacke hatte er drei buntgefärbte Eier. Da mußte er achtgeben beim Hinsetzen. Wie aber erst beim Rudern!

Klaus zog die Stange ein, machte die Beine breit und setzte sich auf die Ruderbank. Es gelang auch, ohne daß ein Ei entzwei ging. Die waren freilich in Gründonnerstagswasser gekocht und so stark, daß, wenn er mit dem linken Zeigefinger das Ohrzäpfchen in den Gehörgang drückte, das Ei in die rechte Hand nahm und es mit der Spitze gegen die Schneidezähne tippte, es einen Klang wie von einem Rheinkiesel gab. Ja, die Eier, die der Klaus zum Kippen ausgesucht und mit allen Schikanen hergerichtet hatte, waren so stark, daß man damit einem ein Loch in den Kopf schlagen konnte. Ob sie aber nach der Fahrt über den Rhein zum Kippen taugten, das — stand auf einem anderen Ruderbrett.

Der Nachen ruckte und schüttelte heftig. Er war lang, breit und schwer, roch nach Teer und Fischen und hatte achtern noch einen Kasten, der ihn leicht aus dem Gleichgewicht brachte — kurz, es war ein alter Knochen, der erst in der Strömung ins „Gewatt" kam. Bis dahin mußte der Klaus bald etwas nach links, bald etwas nach rechts rutschen, damit er nicht umkippte. Es war fast ein Wunder, daß bisher die Eier heil blieben. In der Strömung aber und beim Rauschen des Wassers klangen sie lang nicht mehr so spitz, als der Klaus sie an den Zähnen probierte.

Nachdenklich steckte er sie wieder in die Taschen und spreizte die Ruder, die er in der Strömung für einen Augenblick eingezogen hatte, wieder ins Wasser.

Auf dem letzten Ball hatte auch des Höfers Jupp sechsmal mit dem Lenchen getanzt. Daraus ließ sich nicht erkennen, mit wem das Mädchen „gehen" wollte, obwohl der Klaus manchmal meinte, daß ihn das Lenchen lieber hätte als den Jupp. Aber der Höfer ist nicht nur Bauer, sondern auch Müller. Das wiegt allerhand, wenn auch der Klaus fast genau so viel Land bekommt und die Fischerei eigentlich nur so nebenbei betreibt. Aber soll er, der Schiffer, sich von dem Jupp, dem Müller, foppen lassen? Was der kann, kann er längst, und wenn der meint, er könne mit sechs Eiern in der Tasche über den Rhein rudern, dann kann er — Klaus Steffens — das auch!

Schlimm ist es ja, daß auch das Lenchen um den Handel weiß. Die Billa hat es der Freundin verraten, daß der Klaus und der Jupp um das „Gehen" mit ihm kippen wollen. Das hat dem Lenchen zuerst nicht gefallen. Aber dann hat es gelacht und zur Billa gesagt: „Laß sie nur kippen, wenns ihnen Spaß macht. Ich weiß ja, wer mogelt, und — mit 'nem Eiertänzer geh' ich nit!"

Was ein Eiertänzer ist, wußte der Klaus. Das war ein Schwindler, ein Wichtigtuer, ein Prahlhans, ein Gernegroß, ein Schwätzer — kurz einer, der schön tat, auf den man sich aber nicht verlassen konnte. Was aber meinte das Lenchen mit dem Mogeln?

Ei ja, beim Kippen gabs ja allerhand Kniffe. Schließlich — die Eier nur einfach aufeinander schlagen konnt' ja auch jeder. Was aber so'n richtiger Kipper war, der erkannte das Ei schon schon am Klang, und wie sich die Ringkämpfer in der Kirmesbude erst 'mal die Hand gaben, um am Druck die Kraft des anderen zu verspüren, und die Plätze wechselten — so jauchzten auch die Kipper zuerst ihre Eier aus, probierten sie an den Zähnen und sahen dabei einander so stramm in die Augen, daß es keinem bei der Eierprobe einfallen sollte, das Ei des Gegners bei dieser Gelegenheit an den prüfenden Zähnen zu verletzen. Und wenn dann einer dachte, das Ei des anderen sei vielleicht doch um einen Klang schärfer als das eigene, schlug er ihm einen Tausch auf dem Rücken oder unter dem Sacktuch vor.

Meinte das Lenchen das mit dem Mogeln? Oder meinte es ein Gipsei? Oder ein seitliches Einschlagen des Eies oder ein heimliches Nachhelfen mit dem Daumennagel?

Klaus Steffen zog noch einmal das Ruder ein und kratzte sich amOhr. Sapperlot! Wie sollte er, ohne die Eier zu verletzen, bei diesem Wellengang nur aus der Strömung kommen? Das rillte und schlug wie silberne Schaufeln im Mondschein. Da hieß es mit aller Kraft rudern. Und die Eier? Da durfte er ja nicht wagen, die Füße aufzustemmen und sich auf der Ruderbank zu heben. Aber ohne das gings nicht, da mußte er schon halb stehen und sich weit hinüberlegen, wenn er den alten Knochen aus der Strömung bringen wollte. Aber wie sollte er das machen, wenn er wie auf Eiern saß? Also — er mußte mogeln, oder die Eier waren hin. Soll er sie in den Fischkasten legen, wenigstens so lange, bis er aus der Strömung ist? Aber wäre das nicht auch gemogelt?

Als der Klaus noch sinnierte, ruderte in seiner leichten „Möwe" und mit lautem Hallo der Jupp Höfer vorbei.

Donnerkiel! Wie kommod und ganglich der aus der Strömung strich, der Müller, die Landratt'. Der saß gewiß nicht auf Eiern!

„He Jupp", schrie der Klaus und fuhr vom Sitz, daß sein Nachen schaukelte. „Wo hast du die Eier?"

„Im Rock, wie sichs gehört," gab der Jupp zurück.

„Und wo hast du den Rock?"

Keine Antwort. Der Jupp war vorbei. Aber der Klaus hatte doch gesehen, daß der Müller in Hemdärmeln ruderte, der Mogler, der Schwindler, der Eiertänzer!

Nun ging auch der Klaus ins Zeug! Mochts knacken — knitsch, knatsch! Aber das kam nicht allein von den Eiern. Das kam auch von den Rocknähten; denn jetzt galts, den Eiertänzer zu überholen und ihn mit Wasser zu taufen! Und das geschah so gründlich, daß der Klaus auch ohne Kippen und Mogeln das Lenchen bekam.

Der Jupp hatte freilich gemogelt wie der „Swinegel" in der Fabel beim „Wettlopen". Aber am Rhein zog das nicht. Der Klaus hatte ihn, noch ehe er den Rock den er sorgsam mit den Eiern unter der Ruderbank verstaut hatte, anziehen konnte, so gründlich mit der Wasserschöpp, mit der sonst der Nachen ausgeleert wurde, getauft und gesegnet, daß es für ihn keinen Zweck mehr hatte, zum Lenchen zu gehen.

Klaus Steffen zog noch einmal das Ruder

Die Orakel-Buche

Eine Ostergeschichte von Eugen Stangen

Oben auf der Berghalde, mitten in einem Gewirr von Unterholz, hoch und einsam auf einem kleinen Rasen-Oval stand sie, die Rotbuche, die der Aberglaube der guten Leute von Fichtental mit allerlei seltsamen Geschichten umspann.

Wenn ein Mädchen am ersten Ostertag früh bei Sonnenaufgang, als erste von allen, allein die Halde bestieg und durch all das Dickicht sich einen Weg zur Rotbuche bahnte, sahsie auf der nun schon moosigen und morschen Bank — die irgend ein Schwärmer in vergangenen Zeiten einmal dahin gebaut hatte — den zukünftigen Gatten sitzen . . .

In der Forstmeisterei drunten in Fichtental klang in der alten, holzgetäfelten Eßstube helles Lachen. Die lustige Lore Lenzner war auf Besuch da, band Osterkätzchenzweige für alle Basen, kicherte und ulkte und sagte neckend zu ihrer Base Hildegard Wannovius:

„Na, sag mal, Hilde, wie ist es denn mit der Orakelbuche oben, floriert denn der alte Aberglaube noch?"

„Diese überlieferten Osterbräuche und Aberglauben sind wohl nicht auszurotten," lächelte Hildegard, „in einigen Gegenden geht man stilles Wasser schöpfen, hierorts geht man wohl zur Orakelbuche. Ach — Torheit! Bei solchem Aberglauben kommt nie 'was heraus."

Tante Sabine strickte bedächtig eine Nadel ab, dann meinte sie: „Du, Hildegard, solltest doch wissen, wen du liebst und wer der Richtige für dich ist!"

„Aber Tante Sabine — ich wüßte nicht?"

„Tu nur nicht so. Mich machst du nicht irr! Der Ronald Siegert —"

„Aber Tante!" — War das ein echter Empörungsschrei: „Der! Der so hochmütig und eingebildet ist?"

Tante Sabine schob gelassen eine Nadel ein. „Na, ja, Hilde, ein Flattrserich, ein Schmusmacher ist er nicht! Nein! Einer vom alten, echten Schrot und Korn, der schließlich immer der Herr bleibt."

„Der Herr!" schrie Hildegard, „so was Ueberlebtes! Herr! Ich —" Sie brach mit ärgerlichem Auflachen ab.

Tante Sabine aber ahmte ihr nach. „Hasse ihn! Das ist zwar eine verkappte, aber um so tiefer sitzende Liebe!"

Ehe Hilde antworten konnte, trat der Forstmeister, ihr Vater, ein: „Hilde, trag mir doch rasch die Briefe nach der Post, damit sie noch morgen früh bestellt werden können!"

Hildegard erhob sich und schritt leichtfüßig durchs Fichtental nach dem Postamt.

Als sie die Briefe eingeworfen hatte und sich umwandte — wer stand vor ihr? Der natürlich, den sie am liebsten ins Pfefferland gewünscht hätte — Ronald Siegert! Ronald lüftete den weichen Hut mit dem Adlerstutz und sagte mit leichter Verbeugung: „Wie mich das freut, Sie zu treffen, Fräulein Hildegard — —"

„Fräulein Wannovius, bitte!" — Das klang sehr spitz. Ronald Siegert lachte! „Weshalb? Das klingt so unherzig, zum Herzerkälten förmlich. Hassen Sie mich immer noch?"

Hildegard Wannovius wurde sehr rot; — jedoch sehr damenhaft sprach sie: „Hassen? Dazu hätt' ich keinen Grund! Ich wehre mich nur gegen — Ihr Herrentum!"

Ronald Siegert lachte aufreizend und übermütig: „Und alles Wehren spornt das Begehren! Reizend sieht du aus, Mädchen, so als zornmütige Pallas Athene! So liebe ich dich nur noch mehr."

Einen Augenblick stand Hilde wie angedonnert, dann maß sie ihn mit einem einzigen Blick von oben bis unten. „Vergnügte Feiertage!" rief sie voll Hohn, wandte sich jäh und schritt rasch seitab nach der Forstmeisterei.

Ein heller Jodler tönte ihr nach. —

Am anderen Morgen färbte 'ein schmaler, goldner Rand die feine Wolkenschicht am Horizont — es war noch ganz in der Frühe —, da schritt eine Mädchengestalt flinkfüßig der Berghalde zu. Etwas Nachdenkliches lag in Hildegards Gesicht, — und doch um ihren Mund etwas Mutwilliges. Wenn sie wirklich einen Menschen unter der Orakelbuche sitzen sah? Wen wohl — wen? —

Merkwürdig, — ein leichter Schauer flog ihr über den Rücken, als sie ins Dickicht trat. So still wars rundum — nur ein kleines Rinnsal gluckste und plätscherte mit feinen Silberwellchen talabwärts. Hildegard übersprang es. Jetzt wurde das Buschwerk höher. Ein paar Schritte weit herrschte Dunkelheit. Aber nun glimmerte Licht auf. Ein erster blaßgoldner Sonnenstrahl flog über die Halde. Da leuchtete auch schon die Blutbuche! Hildegard teilte die letzten, trennenden Zweige und trat hinaus auf das kleine Rasen-Oval. Da erstarrte sie — jemand saß da auf der Bank, — der Dorfstrolch! Der Trunkenbold, der Flörich-Nante, der schon im Zuchthaus gesessen hatte, von dem man sich erzählte, daß er einsame Frauen angefallen habe! Vielleicht saß er hier, weil er dem alten Aberglauben zufolge annahm, es könnte ein einsames Weibwesen kommen. Flörich-Nantes widerlich wüstes Gesicht grinste aus struppigem Bart heraus Hildegard entgegen. Das Grinsen wurde ein gieriges, tierisches Lachen. Da kam Leben in Hildegard. Sie wandte sich zu wilder Flucht, schrie, kämpfte sich vorwärts, gehetzt für furchtbarer Angst, — übersprang das Rinnsal, knickte ein — und fühlte sich umschlossen von zwei starken Armen. Wie ein sterbendes Reh blickte sie empor. Ach — Vision — Osterzauber? —

Das war ja — Ronald Siegert.

„Hilde! Meine Hilde! Ich schütze dich — fürs Leben!"

Tat das wohl — dieses Geborgensein! Sie konnte ja gar nicht anders, als ihren eigenwilligen Kopf ganz demütig an seine Schulter legen.

Später erfuhr sie freilich, daß der Orakelbuchenschreck eine abgekartete Geschichte, ein Schelmenstreich Ronalds gewesen war. Aber wäre sie anders zu ihrem Glück gekommen? — Mädchenherzen sind sich so oft über ihre Empfindungen nicht klar. Tante Sabine hatte ganz recht, so oft verkappt sich die allertiefste Liebe unterm Haß.

---

in der Frühe des Ostertages bunte Blumensträußchen und legen sie, der hohen Göttin zu Ehren in einer Höhle nieder. Fromme Wünsche die in der Regel einen hübschen jungen Freiersmann zum Gegenstand haben, begleiten die Zeremonie. Viele, viele Wünsche werden Ostern lebendig. Bereits in der Mitternachtsstunde wandern Mädchen und Frauen zu fließenden Wassern, um „Osterwasser" zu schöpfen, das nicht nur Krankheiten heilen, sondern auch dem Körper Jugendfrische und Anmut verleihen und zudem Reichtum und Glück in der Liebe bescheren soll. Auch begießt und tränkt man das Vieh mit Osterwasser. Nach ungarischem Brauch hat das Begießen der Kühe, Kälber, Schafe, Schweine usw. nur dann Zweck, wenn eine Frau die Prozedur vornimmt. Aber auch den Brunnen und Quellen selbst erweisen die Mädchen ihre Verehrung, holen sie sich doch aus ihnen die Weissagungen für ihre Liebeshoffnungen. Schlimm ergeht es in einigen deutschen Dörfern den Langschläferinnen. Unbarmherzig dringt ein junger Bursche in ihr Kämmerlein — zumeist der Herzallerliebste — und versetzt ihr einen „Schlag mit der Lebensrut", die Holde hat aber dann an einem andern Tage das Recht, Vergeltung zu üben. Böse sieht es in dieser Beziehung auch im Harz aus. In Osterode wird z. B., wo Mädchen im Hause sind, von den Burschen nach dem Osterfeuer oft die Hausflur so voll Wasser geschüttet, daß sie glänzt wie ein See. Auch in Mecklenburg-Strelitz spielte einst das Wasser eine große Rolle. Die jungen Mädchen breiteten am Abend vor Ostern ein großes Laken aus und badeten sich dann morgens in dem darin aufgefangenen Tau, um schön zu werden. In Pommern wiederum ließen es die Jungfrauen, am Ostermorgen auf nüchternen Magen einen Apfel oder drei Veilchen zu essen. Glück in der Liebe versprach man sich von diesem Genuß.

Aberglaube und Sage bringen nicht selten auch die jungen Mädchen mit den Ostereiern in nahe Beziehungen.

Das Ei ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Ein litauisches Rätsel lautet: „Eis durchschlug ich und fand Silber; Silber durchschlug ich und fand Gold. Was ist das? — Das Ei." Gold und Silber sind aber wiederum Fruchtbarkeitssinnbilder. Das Ei birgt daher, indem sein Inneres der schönen Sonne gleicht, das Geheimnis der Schönheit. Aus Ledas Ei geht die schöne Helena hervor, und ebenso entsprießt in der estnischen Kalewasage Kalewas Gattin Linda einem Birkhuhnei.

Die höchsten Ehrungen wurden dem germanischen Mädchen am Tage der Ostera zuteil. Die Erdenmutter Nerthus, die segenspendende Frühlingsmutter, fuhr auf einem von heiligen Kühen gezogenen Wagen durch die aufgrünenden Fluren. Alle Waffen ruhten. Diese wonnige Freundin der hehren Flammengöttin Ostera wurde sinnbildlich von einer schönen, blonden Tochter eines Stammesgenossen dargestellt. Hatte die „Göttin "an den öffentlichen Festesfreuden und religiösen Bräuchen Genüge gefunden, so wurde sie im Triumph, begleitet von allen Frauen und Kindern des Stammes, einem Tempel, der in heiligem, stillem Buchen- oder Eichenhain stand, entgegengefahren. Hier empfing sie ein Bad, und auch die Zugtiere, Wagen und Geräte wurden ausgiebig mit heiligem Osterwasser besprengt.

Etwas Aehnliches fand man im vorigen Jahrhundert noch in einigen deutschen Dörfern bei der Zeremonie des „Todaustreiben". Das junge Volk trug eine, den Winter darstellende Strohpuppe durch den Ort, warf sie ins Wasser und sang dabei:

„Treibt den, treibt den Tod 'naus,
Treibt ihn über die Gaue —"

Auf dem Heimwege aber wurde die jüngste Braut unter Gesang durch die Straßen geführt, wobei man z. B. in den Dörfern an der mittleren Elbe sang:

„Es kommt eine schöne Jungfraue,
Sie hat den Tod in die Elbe gebannt,
Sie ist eine schöne Jungfraue . . ."

Als Bringerin neuen Lebens wurde die Maid von den Bewohnern des Ortes jubelnd begrüßt.

Noch längst ist die Reihe der Osterbräuche nicht erschöpft, in denen Mädchen und Frauen die Hauptrolle spielen. Es war einmal. Die Zeiten haben sich geändert. Die Gegenwart hat mit allem Aberglauben und symbolischen Handlungen unsrer Altvorderen endgültig aufgeräumt. Nur die bunten Ostereier und der Osterhase behaupten sich noch auf dem Plan der Osterbräuche.

Ostereier

Wieder legt der liebenswürdige Osterhase treu und brav seine bunten Eier, in so großen Mengen sogar, daß die Schaufenster der Konfitüren- und anderer einschlägiger Geschäfte schier damit überladen sind. Wer Geld hat, kauft die kleinen Kostbarkeiten; denn der Jubel der Kinder, die am Ostermorgen im Garten etwa, oder in allen heimlichen Winkeln der Wohnung die bunten Eier finden, ist so herzerquickend, daß jeder die kleine Ausgabe wagt. Leider stehen die selbstgefärbten, mit Sinnsprüchen und Zeichnungen von eigener Hand verzierten Ostereier auf dem Aussterbeetat. Wer z. B. in Berlin solche originelle Dinge sehen will, muß sich schon in das hochinteressante Museum für Volkskunde und Volkstrachten bemühen, das eine reizende Kollektion davon besitzt. Die Volksphantasie hat sich in den Sprüchen und Zeichnungen auf den Ostereiern früher ebenso hübsch und originell gezeigt, wie in den Aufschriften der Weihnachtspfeffernüsse. Die Ostereier sind von den modernen Kunstjüngern leider unbeachtet geblieben. Nicht die Phantasie des Volkes oder das Stilgefühl junger Künstler spricht sich in den Ostereiern der Gegenwart aus, sondern der erfinderische Geist der Schokoladen- und Konfitürenindustrie, deren Erzeugnisse zwar „lieblich anzuschauen und gut zu essen" sind, doch in diesem Falle nur Massenartikel sein können, ohne den Zauber der persönlichen Note. Wie ander sein Osterei mit Versen! Welch gute Gelegenheit für den schüchternen Liebenden war das, seine Gefühle in Scheide-Wasser-Schrift auf einem rot oder grün, blau oder gelb gefärbten Osterei alten Stils zu dokumentieren. Es gab dabei für die „verliebten Leut", die bekanntlich „nie g'scheit" sind, ein anmutiges Frage- und Antwortspiel. „Nur das eine bitt' ich dich, liebe mich, liebe mich", schreibt der blonde Hans auf das rote Ei, das er der brünetten Liesl überreicht oder zierlich verpackt zuschickt. Das ist doch deutlich. Nicht wahr? Aber die brünette Liesl, die ihr Herz längst anderweitig verschenkte, hat für den unbequemen Freier bereits ein braunes Ei in petto, auf dem betrübenderweise' zu lesen steht „Schwarzbraun ist die Haselnuß, und schwarzbraun bin auch ich, und wenn mich einer lieben will, so muß er sein wie ich." Das ist nun erst recht deutlich. Armer Hans! Aber er tröstet sich. Er sucht sich ein niedliches blondes Gretchen und schenkt ihr ein grünes Ei mit der Inschrift: „Liebchen komm mit mir ins Grüne, wo die Osterblumen blüh'n", und sie antwortet schnell auf vergißmeinnichtblauem Ei: „Im Rosengarten will ich deiner warten, im grünen Klee, im weißen Schnee." Ach, schichte mir doch das blonde Gretchen auch solch ein verheißungsvolles Osterei. Ich würde mit ihr zum Osterberg gehen — als ich Schulbub war, gab es in meiner Heimat noch so etwas — und Ostereier den Abhang hinunter „kippeln".

H. Wan.

Osterfreuden

Die Freude an der neuerstehenden Natur ist der gemeinsame Grundgedanke aller Osterbräuche; ob der Südseeinsulaner das Ende der langen Regenzeit mit frohem Tanz zu den Schlägen der großen Trommel begrüßt oder auf deutschen Bergen frohe Osterfeuer leuchten immer ist das Frühlingsfest von Lebenslust und Freude begleitet.

So ist es auch helle, übermütige Freude am Dasein, welche die polnische Sitte des „Dyngus", des Ostergusses, bis in unsere Tage bestehen läßt. Uebt man sie jetzt in städtischen Kreisen, indem der Herr die Dame seines Herzens mit Kölnischem Wasser besprengt und sich an ihrem Schrecken über die kalten Tropfen freut, so gehen die Bauernburschen weniger zart mit ihren Mädchen um. Sie werfen die Dorfschönen, deren sie habhaft werden können, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen des kalten Bades in den Dorfteich oder halten sie so lange unter die Pumpe, bis kein trockener Faden mehr an ihnen ist. Der Scherz bereitet den Burschen ein grenzenloses Vergnügen, und von den Mädchen suchen sich nur wenige durch die Flucht dem kalten Bad zu entziehen, denn es gilt beinahe als Schande, von der männlichen Dorfjugend des „Dygnus" nicht gewürdigt zu werden.

Aehnliche ausgelassene Freude, freilich durch den Volkscharakter gemildert, spricht aus der englischen Sitte des Schuhraubes. Am frühen Ostersonntag, ehe der Festgottesdienst beginnt, haben die jungen Burschen das Recht, jedem Mädchen, das sich außerhalb der schützenden vier Wände fangen läßt, die Schuhe zu rauben. In Strümpfen läßt man die Ueberfallene nach Hause laufen, erst wenn sie barfuß ihre Arbeit verrichtet hat und zum Gottesdienst gekleidet ist, reicht man ihr gegen ein Lösegeld die Schuhe zum Fenster hinein.

Aehnlich wie beim polnischen „Dygnus" geht es beim siebenbürgischen Ostergruß zu, hier gilt das Ueberschütten eines jungen Mädchens mit einer Kanne Wasser geradezu als Liebeserklärung des Burschen Ist die Schöne geneigt, eine Annäherung zu dulden, so benutzt sie den Gang nach Hause, um trockene Kleider anzuziehen, gleichzeitig dazu, dem Attentäter ein buntes Osterei mitzubringen. Dadurch gibt sie dem Glücklichen zu erkennen, daß sie für den Tanz am Abend seine Partnerin sein will. Noch günstiger sind die Aussichten des Burschen, wenn das begossene Mädchen ihn gleich mit ins Elternhaus nimmt, wenn der Auserwählte dort von der Mutter mit Schnaps und Backwerk bewirtet wird. Dann können die lieben Nachbarinnen ruhig erzählen, daß dem jungen Paare eine besondere Osterfreude beschieden wurde, die Aussicht auf baldige Verlobung. Eine dem polnischen Dygnus und dem siebenbürgischen Osterguß ähnlicher Brauch wird in Burma gepflegt, wo beim Frühlingsfest alt und jung sich gegenseitig mit Sturzbächen kalten Wassers zu überraschen suchen und eine kindliche Freude an dieser seltenen Wäscherei zur Schau tragen.

Der Oster-Ausverkauf

Von Olly Boeheim.

Der Zug setzte sich in Bewegung, Frau Erna winkte ihrem Manne noch fröhlich nach und lehnte sich dann behaglich in die Kissen zurück.

Sie fuhr in die Stadt zum Osterausverkauf des großen Warenhauses. Was würde sie wohl alles für die fünfzig Mark kaufen können, die sie nach hartem Kampf ihrem Gatten entlockt hatte! Eine Tischdecke fürs Wohnzimmer, ein gestricktes Kleidchen für Baby, und am Ende gar einen Pullover, wie ihn Frau Obergeometer Balzer trug, von dem im Kränzchen allgemein gesprochen wurde. Ein wenig auffallend war er ja für die kleine Stadt — aber schick.

Ihr Blick schweift im Coupee umher und blieb auf ihrem Visavis haften. Dort saß eine Frau von gepflegtester Eleganz — Pelzmantel, Frühlingshut, Goldtasche, leicht geschminkt. „O mein Gott," dachte die kleine Beamt-frau, „jemals in einen solchen Traum von Mantel gehüllt sein — wie schön das macht — wie sicher und selbstverständlich eine Frau sich darin bewegt!" Fast beschämt musterte sie ihr Herbstkostümchen, das ein Kaninbesatz zum Winterkostüm geadelt hatte und das nun wieder, von der Hausschneiderin gewendet, als Frühjahrskostüm dienen mußte. Freilich — wenn so ein Pullover erschwinglich wäre im Ausverkauf . . Aber trotzdem war ihre Freude verflogen.

Sie erhob sich und trat in den Gang des Zuges. Leuchtende Sonne lag über den Ebenen, sie öffnete das Fenster, Vorfrühlingsgeruch, herb und erdhaft, schlug ihr entgegen. Ach was! Mit oder ohne Pelzmantel, das Leben war doch schön! In ihrem kleinen Garten würden nun bald Veilchen blühen. Babys Wägelchen würde am Gitter in der Sonne stehen. Plötzlich durchfuhr sie ein eisiger Schreck — sie hatte ihre Tasche im Abteil liegen lassen, ihre Tasche mit den fünfzig Mark. Allerdings war niemand in dem Abteil als die elegante Dame, aber trotzdem. Sie stürzte ins Abteil. Das Kleingeld mit dem Billett fand sie vor, der Fünfzigmarkschein war verschwunden. Tränen schossen ihr in die Augen, welche Katastrophe!

Ihre Erregung fiel der schönen Unbekannten auf. „Vermissen Sie etwas?" fragte sie.